

47. Jahrgang

CAUX Information

Monatszeitschrift, herausgegeben
von der Moralischen Aufrüstung

5-6/95
Mai-Juni



*Der
Freiheit
entgegen*

In dieser Ausgabe

Zeitzugnis:

Ein norwegischer Widerstandskämpfer und Russlandkenner berichtet 3-5

Ständerätin Josi J. Meier kommentiert 6

Aufgelesen 6

Zagreb: Jugendliche über Freiheit heute – wozu, wovon? 7

Russischer Verfassungsrichter über Freiheit, Toleranz und Gerechtigkeit 8-10

Ein Schweizer Jurist kommentiert 9

Berlinerin in Gatschina und St. Petersburg 11

ZUM NACHDENKEN

Liebe geht durch den Magen 12-13

Welt-Weit-Sicht:

Südafrika:
Ein Vorfall, der kein Zufall war 13-14

Persönlich erlebt:

Mutige Frauen in Paraguay 15
Besuch beim Patriarchen 15

In Kürze:

¿Habla español? 15
Hoffnung in den Städten 16
Kambodscha:
Das heitere Lächeln 16

Liebe Leserin, lieber Leser

Frei sein möchten alle. Freiheit ist eines der begehrtesten Güter. Der Drang nach ihr ist gewissermassen eine Konstante aller Lebewesen, sogar in der Pflanzenwelt:

Ein Same fliegt unverhofft in ein vergittertes Kellerloch und beginnt dort zu keimen und Wurzeln zu schlagen. Nach einiger Zeit drängt der zufällige Setzling durch das Kellergitter dem Licht entgegen, und bald einmal kann die Aussenwelt einen stattlichen Busch – vielleicht Holunder – hinter einem Gebäude wahrnehmen: Der unwiderstehliche Drang zum Licht hat die Hindernisse überwinden lassen.

Wer hat nicht schon einem Jungtier zugeschaut, das zum erstenmal aus dem Stall ins Freie gelassen wird? Die Freude des kleinen Wesens äussert sich *derart*, dass es mit allen Vieren gleichzeitig seine Luftsprünge macht.

Vor fünfzig Jahren ging der Zweite Weltkrieg zu Ende und mit ihm auch viel Grauen, Zwang und Unfreiheit. Die Alliierten errangen den Sieg über diktatorische Mächte. Bald danach machte jedoch einer der Alliierten seine eigenen Machtansprüche in solchem Masse geltend, dass andere Völker ihrerseits der Freiheit beraubt wurden. Es folgte die Zeit der Konfrontation der Blöcke, wo der eine im anderen die Quelle allen Übels zu erkennen glaubte.

Heute gilt es wie kaum je, die Möglichkeiten und Risiken der Freiheit von neuem zu ergründen. In unserer Ausgabe diskutiert ein russischer Richter mit andern Europäern über Rechtsstaatlichkeit. Ein ehemaliger Freiheitskämpfer und KZ-Häftling zeigt auf, wo für ihn der Schlüssel zur Freiheit greifbar wurde. Ein Afrikaner wird vorgestellt, der hinter den Kulissen wesentlich dazu beitrug, dass vor einem Jahr die ersten allgemeinen Wahlen in Südafrika doch noch zustande kamen.

Mit der grossen Freiheit allein ist es jedoch nicht getan. Wirtschaftskriminalität, Alkoholismus usw. beweisen es. In dieser Ausgabe erzählen daher auch junge Menschen über ihre Erfahrungen mit Drogen, Angst und Bandendruck. Sie beschreiben, wie sie davon frei geworden sind und einen Sinn und Inhalt für ihr Leben gefunden haben.

Der Wiener Forscher und Psychiater Viktor Frankl hatte immer wieder mit Krankheiten zu tun, die er auf die Enttäuschung eines übertriebenen Suchens nach Erfüllung und Glück zurückführte. Er stellte fest, dass mit dem *Willen zum Sinn* die Bewegung eingeleitet wird, die dem Leben erst wahre Erfüllung schenkt. Frankl schreibt dazu: «Wie recht hatte doch Kierkegaard, als er einmal meinte, die Tür zum Glück gehe nach aussen auf – wer sie «einzurennen» versuche, dem verschliesst sie sich nur.»

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünscht das C.I.-Redaktionsteam einen erfüllten und sinnvollen Sommer. Unsere nächste (24seitige) Ausgabe werden Sie wie jedes Jahr Anfangs Oktober erhalten.

Christoph Spreng

CAUX-Information

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041-42 22 13, Fax 42 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–, übrige Länder: sFr. 37.–

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information, CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postscheckamt Karlsruhe, CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Druck · Informatik · Verlag, 6010 Kriens

Fotos

Archiv, Channer, Hamlin, de Mel, Spreng, Trimble

Die Zeitschrift CAUX-Information berichtet über Initiativen, die

- ◆ **die Wunden der Geschichte heilen**, denen sonst immer neue Racheakte entspringen, besonders dort, wo sich Kulturen und Zivilisationen berühren.
- ◆ **die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken:** Dadurch wird egoistischen Interessen und Bestechlichkeit der Kampf angesagt.
- ◆ **dem Einzelnen und der Familie helfen**, inmitten eines Klimas der Selbstbezogenheit und gegenseitigen Anklage eine Kultur der verantwortlichen Fürsorge für andere zu schaffen.
- ◆ **das ethische Engagement im Berufsleben und in Unternehmen fördern:** So werden Arbeitsplätze geschaffen und das wirtschaftliche und ökologische Ungleichgewicht korrigiert.
- ◆ **Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben:** Dann werden auch die Ursachen der Diskriminierung aufgrund von Rassen- oder Gruppenzugehörigkeit angegangen.
- ◆ **Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Glaubensrichtungen schaffen**, damit sie sich gemeinsam für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden einsetzen können.

Welcher Preis für Freiheit und Demokratie?

Der norwegische Autor Leif Hovelsen wurde als Neunzehnjähriger 1943 von der Gestapo in Haft genommen, kehrte am 8. Mai 1945 heim und setzte sich in den Nachkriegsjahren für den Aufbau der Demokratie in Deutschland, später auch in Osteuropa ein. Am 5. Mai 1995 sprach er vor einem zentralschweizerischen Publikum im Verkehrshaus in Luzern. Es folgen Auszüge aus seinem Vortrag. Das Schlusswort der Veranstaltung hielt die Luzerner Ständerätin Josi J. Meier.

Dieser Tage feiert die Welt das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa vor 50 Jahren. Für jene von uns, denen das Überleben geschenkt wurde, wird es mehr als eine Feier sein. Wir werden nachdenklich zurückblicken; Erinnerungen an Schmerz und Sorge werden aufkommen; wir werden an unsere nächsten Freunde denken, die hingerichtet oder umgebracht wurden. Wir werden uns fragen: Was hat unsere Nation an wertvollen Lehren aus jenen Jahren mitgenommen, die wichtig und bedeutungsvoll für heute und morgen sind? Für uns in Norwegen wie für Sie in der Schweiz haben Unabhängigkeit und Freiheit einen hohen Stellenwert. Freiheit ist für uns eine Grundnotwendigkeit. Aber erst, als wir unsere Freiheit verloren, merkten wir, wie kostbar sie ist.

Viele von uns haben damals auch eingesehen, dass Freiheit einen inneren Kern und eine geistige und moralische Dimension hat, die wesentlich weiter reicht als die Menschenrechtsgesetze in unserer Verfassung, weiter als die in unserer parlamentarischen Demokratie garantierten fundamentalen Freiheiten.

Damals, als das drückende System der Besetzer das norwegische Volk zu beugen versuchte, merkten wir, dass die für uns so kostbare Freiheit im Herzen und Denken eines jeden von uns entweder gewonnen oder verloren werden konnte. Wir machten die Erfahrung, dass Angst vor den Nazi-Herrschern oder «kleines gefälliges Entgegenkommen» zu Kriecherei und Versklavung führte. Und wir erlebten, wie moralischer Mut und geistiger Widerstand innere Freiheit und menschliche Würde zeugten.

Schliesslich begriffen wir, durch den vollen Einsatz der Alliierten mit und für uns, dass Freiheit ewige Wachsamkeit erfordert und dass sie nur gesichert ist, wenn wir uns auch im Kampf für die Freiheit anderer engagieren.

In Einzelhaft

Als ich neunzehn war, stürmten eines Nachts fünf bewaffnete Gestapo-Offiziere unser Haus und führten mich ab. Einer meiner Freunde im Widerstand hatte mich verraten. Er hatte sich zur Zusam-



Der Vortragende in Luzern, 5. Mai 1995

menarbeit mit der Gestapo verleiten lassen. Ich wurde während mehrerer Monate in einer Zelle in Einzelhaft gehalten.

Nach einigen Wochen mit zermürbenden Verhören erklärte mir der zuständige Gestapo-Offizier, dass mein Name auf der Hinrichtungsliste stehe. «Aber Ihr Fall muss noch vor das Polizeigericht», fügte er bei. In diesem bitteren Moment schrie alles in mir nach Leben. Ich weinte vor Verzweiflung.

In jenem Augenblick erfuhr ich, dass nichts Böses und keine menschengemachte Hölle der Welt die Liebe Gottes daran hindern kann, zu einem Menschen durchzudringen. In jener grössten Not streckte ich die Hände zum Himmel und spürte, dass die Kraft Gottes meine physische Existenz und meinen Intellekt überragt. Mir wurde eine innere Freiheit und Freude geschenkt, die keine teuflische Macht zerstören konnte. Ich wusste, dass die Gestapo keine Gewalt mehr über mich hatte und auch der Tod und die Angst vor der Erschiessung nicht. Ich war im Frieden mit Gott und mit mir selbst. Es war, als sei dadurch eine Brücke über den Graben zwischen Leben und Tod und zur Ewigkeit entstanden.

Das Angebot

Einige Wochen später besuchte mich ein hoher Gestapo-Offizier. Er war so



Hovelsen (links) im Konzentrationslager Grini mit Professor Eiliv Skard, Herbst 1943

«...zum erstenmal sah ich ein,
die tieferen und wichtigen Lebensfragen

ausserordentlich freundlich, dass ich mir nicht vorstellen konnte, was er eigentlich wollte. Schliesslich liess er die Katze aus dem Sack. Er unterbreitete mir einen Handel. Sein Vorschlag war: es sei viel besser, mit ihnen zusammenzuarbeiten, als hingerichtet zu werden. «Wir können Sie bald freilassen», sagte er, «und Sie können uns melden, was in der Widerstandsbewegung vorgeht.»

Dies kam so plötzlich, dass es mir die Sprache verschlug. «Hier sitzt der Mann, der mein Schicksal in Händen hält», fuhr mir durch den Kopf. Ich fühlte mich klein und machtlos. Aber dann brach etwas in mir durch, und meine Stimme sagte: «Nein, das kann ich nicht. Es geht gegen mein Gewissen.» Er schaute mich erstaunt an: «Ich verstehe Sie nicht. Sie selbst sind doch auch verraten worden. Verrat ist normal.» Nach einer Pause fuhr er fort: «Wenn wir Sie jetzt, heute freilassen, können Sie zu Ihren Eltern zurückkehren, können Ihr Studium an der Universität beginnen und tun, was Sie wollen. Möchten Sie das nicht?» Er fügte bei: «Wir können Ihnen garantieren, dass niemand, kein einziger Mensch, je erfahren wird, dass Sie uns informieren.» Wieder kam meine Reaktion von Herzen, als ich mit Überzeugung sagte: «Nein, das kann ich nicht. Es wäre gegen mein Gewissen.» Ohne zu antworten stand er auf. An der Tür angekommen, sagte er: «Überlegen Sie es sich. In einer Woche komme ich wieder. Dann können wir etwas abmachen.»

Im Laufe dieser Woche ging alles mögliche in mir vor. «Meine Eltern würden verstehen, wenn ich ja sagte», argumentierte ich mit mir. Wäre es nicht doch gescheiter, am Leben zu bleiben? In meinem Kopf war ich tatsächlich versucht, ja zu sagen, aber in meinem Herzen erahnte ich die tiefere Wahrheit, dass mir angesichts der Möglichkeit, Informant zu werden, eigentlich keine andere Wahl blieb als ein festes Nein. Als ich aus ganzem Herzen die Entscheidung traf, eher hingerichtet zu werden als unter diesen Umständen weiterzuleben, geschah etwas Ausserordentliches. Ich erlebte den Widerspruch, dass man erst dann richtig frei ist, wenn man alles verloren hat.

Aber der Gestapo-Offizier kam nie mehr zurück. Ich habe oft über jene Woche nachgedacht und mit Schauern daran gedacht, was geschehen wäre, wenn ich ja gesagt hätte. Da ich weiss, wie nahe ich daran war, ist es mir unmög-

lich, über jemanden zu urteilen, der nicht fest bleiben konnte und dann in das teuflische Netz der Gestapomacht geriet. Ich bin mir gewiss, dass in jenem kritischen Moment meines Lebens Gott es war, der durch mein Gewissen eingriff, nicht ich selbst, und dass er in mir das folgen-schwere Nein auslöste.

Befreit!

Am 8. Mai 1945 kehrte ich nach Hause zurück, ein freier Bürger in einem freien Land. Meine Eltern hatten gehört, dass ich heimkommen werde. Es war ein wunderbarer Augenblick, als wir uns unter Freudentränen umarmten.

In den ersten Tagen nach der Befreiung erhielten einige Freunde und ich – auch sie ehemalige Häftlinge des berühmten Lagers Grini – von den Organisatoren des Widerstandes die Aufforderung, als Teil unserer Dienstpflicht zur Bewachung des Gestapo-Sicherheitspersonals und seiner Agenten anzutreten, die in der Festung Akershus in Oslo gefangen gesetzt waren. Dort sahen wir eines Tages, dass ein Lastwagen mit Kriegsgefangenen angekommen war. Die Deutschen sagten, es seien Luftwaffen-Offiziere. Ein Schock ging durch uns hindurch. Hier stand der verhasste Lagerkommandant von Grini mit seinen brutalen Spezial-Sicherheitsoffizieren – die Männer, die den Schrecken und das Leid Tausender verursacht hatten. Nun standen sie da und spielten die Unschuldigen. «Luftwaffen-Offiziere!» sagten wir, als wir vor sie traten. Wir sahen an ihren Gesichtern, dass sie uns erkannten. Aber diesmal waren wir die Herren. Wir verordneten ihnen ein Strafexerzieren. «Achtung! Liegen!... Kriechen! Vorwärts!» Ich hiess den Kommandanten dasselbe sentimentale Marschlied «Marianne» singen, das er uns zu singen befohlen hatte. «Achtung! Halt! Kriechen! Hüpfen! Hinlegen!» Sie versuchten, sich den Schweiß wegzuwischen. Einer bat mich um Wasser. «Ich habe Durst», sagte er. Ich packte einen vollen Eimer und schmiss ihm das ganze Wasser ins Gesicht. Meine Kameraden lachten und freuten sich. Ich hatte das getan, wonach sich Tausende Gefangener sehnten, indem ich einem dieser Henker zumindest ein wenig von dem verpasste, was er verdient hatte.

Ich merkte, wie ich dadurch populär wurde. Populär ja, aber nicht glücklich. Ich hatte das unbequeme Gefühl, etwas stimme nicht ganz. Doch dauerte es meh-



Leif Hovelsen bei Freunden in Berlin-Kreuzberg, Januar 1995

rere Tage, bevor ich der Wahrheit ins Gesicht sah: Wenn ich so weitermache, würde ich mich bald nicht mehr von denen unterscheiden, die ich anklagte. – Schliesslich akzeptierte ich die Tatsache, dass es nichts Böses gibt, das nicht auch in mir selbst Wurzeln treibt, dass es auch in meiner eigenen Menschennatur Samen jenes Bösen gab, dessen ich den Nationalsozialismus und die Gestapo bezichtigte.

Der Folterer

Zu jener Zeit ging ich eines Abends allein durch den Wald in der Nähe von Oslo. Da traf mich ein Gedanke wie ein Blitz: «Wenn du nächstes Mal im Gefängnis Dienst hast, gehst du zum Gestapo-Offizier, der dich gefoltert hat, und sagst ihm, dass du ihm vergeben hast und dass du ihn nicht vor Gericht bringen wirst.» Das war ein Schock. Der Gedanke war ganz sicher nicht aus mir selbst gekommen, aber er traf mich mit solcher Wucht, dass ich beschloss, ihm zu folgen.

Als ich das nächste Mal Aufsicht hatte, liess ich den Offizier rufen. Wir

*wie persönliches und nationales Überheblichsein
aus Kopf und Herz verdrängt.»*

standen uns gegenüber. Er erkannte mich, und sein Blick wurde unstet. Ich sah ihm in die Augen und sagte, das Böse, das er mir zugefügt habe, sei vergeben und ich werde ihn nicht vor Gericht ziehen. Er entgegnete kein Wort, aber er begann plötzlich zu zittern. Ich führte ihn zurück in seine Zelle. Einige Monate später wurde er zum Tod verurteilt und hingerichtet. Nach einiger Zeit hörte ich vom Gefängnisgeistlichen, dass dieser Mann, den ich als die wahre Verkörperung des Bösen angesehen hatte, in der Nacht vor der Hinrichtung um die heilige Kommunion gebeten hatte.

Das erschütterte mich, denn ich sah mich einer Dimension gegenüber, an die ich vorher nie gedacht hatte. «Wer sind wir», sagte ich mir selber, «wer sind wir vor Gott und vor der Dimension der Ewigkeit?» Wer bin ich, dass ich mir anmasse, über andere zu urteilen und sie zu richten? Wer bin ich, dass ich mir für die Deutschen die Hölle und für die Norweger den Himmel wünsche? Zum erstenmal sah ich ein, wie persönliches und nationales Überheblichsein die tieferen und wichtigen Lebensfragen aus Kopf und Herz verdrängt und wir so die Mög-

lichkeit, dass auf unserem europäischen Kontinent Einheit in Vielfalt entstehen könnte, nicht mehr erkennen.

Eine reifere Realität

Ich glaube, diese Erfahrungen im Gefängnis und ähnliche Erlebnisse von Tausenden anderer auf unserem vielgeprüften Kontinent Europa sind viel mehr als etwas Persönliches. Ich glaube, sie weisen uns auf Grundwahrheiten hin, die uns das 20. Jahrhundert lehren kann. Sie sind zu einer Art Trompetenruf der Geschichte geworden, der uns zu einer reiferen Realität aufwecken will.

Meine Generation und ich, die wir mit einem uneingeschränkten Glauben an Darwin, Marx, Freud und an den Fortschritt aufgewachsen sind, waren so fasziniert von dieser Welt der Gesetzmässigkeiten, dass wir den moralischen und geistigen Kräften, die über uns hinausführen, keinen Platz einräumten; wir hatten das Böse in uns und um uns herum nicht als Realität wahrgenommen.

Heute ist die Herausforderung wohl noch grösser und anderer Art. Wir im Westen sind aufgerufen, den Menschen

Osteuropas und auch im Herzen Russlands, deren Tradition von Demokratie, Freiheit und fundamentalen Menschenrechten praktisch noch nicht existiert und in deren Gebiet die Beziehungen zwischen den ethnischen Gruppen am Siedepunkt angelangt sind, die Hand entgegenzustrecken.

Die Schweiz und Norwegen sind kleine Länder, nicht einmal Mitglieder der Europäischen Union, und doch können wir in der heutigen unruhigen Welt unseren konstruktiven Anteil haben. Vielleicht können wir Pioniere eines tieferen Verständnisses davon sein, was Freiheit mit Verantwortung und Nächstenliebe heute bedeutet.

Leif Hovelsen

Der vollständige Text des Vortrages mit den Schlussfolgerungen des Redners aus seinen Kontakten und Freundschaften mit osteuropäischen Dissidenten, vor allem mit zahlreichen Persönlichkeiten im heutigen Russland, ist erhältlich bei: Caux-Information, Postfach 4419, CH-6002 Luzern.



Abends in Berlin-Mitte am Ufer der Spree, während 40 Jahren eine kaum überwindbare Trennlinie zwischen Ost und West

«Werte zum Tragen bringen»

In ihrem Schlusswort betonte Ständerätin Josi J. Meier, als Schweizer könnten wir uns in der Erinnerung an das Geschehene und an all das, was ihr Vorredner und unzählige andere erlitten hätten, nur still verneigen, auch in Erinnerung an all die Menschen, denen wir die damalige Befreiung von den Tyrannen verdanken.

Wie Hovelsen unterstrich auch sie die Tatsache, dass es nicht genüge, die eigene Freiheit zu verteidigen, und es unerlässlich sei, sich auch für die Freiheit anderer einzusetzen.

Sie erinnerte an das spontane Zusammenfinden 1938 in Zürich von Jungen – Gewerkschaftern, Vertretern verschiedener religiöser Gruppen und des Sozialistischen Studentenbundes –, die beschlossen, auf der Basis der Menschenwürde und der moralischen Werte des Landes einen Wall gegen die Propagandaschleuder der Nazis zu errichten. Jene Werte gelte es auch heute zum Tragen zu bringen, und zwar nicht bloss innerhalb des Landes, sondern ohne Überheblichkeit auch grenzüberschreitend.

Zum vielzitierten «Sonderfall Schweiz», – dem «y en a point comme nous», wie die Westschweizer sagen –, meinte sie, natürlich sei unser Land ein Einzelfall, insofern als jedes Volk und jeder Staat ein Einzelfall sei und Anspruch auf seine eigene anerkannte Identität habe.

Die von Hovelsen beschriebene Erfahrung des Verzeihens und der Versöhnung mit dem Feind, der Gedanke, dass die ehemals verfeindeten Völker zusammengehören, sei etwas vom Wichtigsten, was in der unmittelbaren Nachkriegszeit den Wiederaufbau Europas ermöglicht habe. Dieses grenzüberschreitende Solidaritätsprinzip sei auch für die heutige Situation etwas vom Wichtigsten. Der Einsatz für den sozialen Frieden und die Solidarität – «einer für alle, alle für einen» –, der damals so wichtig gewesen sei, sowie die

Solidarität über die Grenzen hinaus verschaffe der Schweiz ebensoviel Achtung wie ihre solide Währung. Es sei ihr daher, so die Rednerin, ein wichtiges Anliegen, dass die schweizerische Ost- und allgemeine Entwicklungshilfe weitergeführt und intensiviert werde.

Das Konferenzzentrum in Caux biete eine einmalige Gelegenheit, verfeindete Menschen zusammenzubringen, wie dies schon in den Nachkriegsjahren mit Franzosen und Deutschen geschehen sei. Heute wären solche inoffiziellen Begegnungen, zum Beispiel für Menschen aus den



Josi J. Meier

ehemaligen Sowjetrepubliken wichtig. Denke man nur an die wachsenden Spannungen bei den Türkvölkern innerhalb Russlands mit ihren berechtigten Entfal-

Worüber unterhalten sich 25 Jugendliche zwischen 13 und 25 Jahren, die sich während eines verlängerten Wochenendes treffen? Sie sind eine bunt zusammengewürfelte Gruppe aus Kroatien, von der die einen bereits voll im Berufsleben stehen, sei es als Bauer, Sekretärin oder Universitätsassistent, während die andern an der Uni Betriebswirtschaft studieren und noch andere sich auf das letzte Schuljahr im Kunstgymnasium vorbereiten. Was bewegt sie? Und was geht in dem jungen Mann vor, der seinen Militärdienst – in einem Land, das sich im Krieg befindet – absolviert hat, und dadurch so gezeichnet wurde, dass er sich im «normalen» Leben nicht mehr zurechtfindet?

«Wie bekomme ich die innere Freiheit, gegen den Strom zu schwimmen, wenn

tungsbedürfnissen, welche zu lange unterdrückt worden seien, dann sei offensichtlich, dass die Türkei dort eine wichtige Vermittlerrolle spielen könnte, wenn sie dazu bereit wäre. Um so dringender sei daher, dass Europa die Türkei nicht fallenlasse. Der wichtige Ansatz, von dem man in Caux ausgehe, nämlich dass es zuerst Versöhnung zwischen einzelnen Menschen brauche, bevor an jene zwischen Nationen gedacht werden könne, wäre gerade in jenen Gebieten wichtig. So wäre auch zu wünschen, dass sich Türken und Kurden vorerst inoffiziell in Caux mit einer solchen Haltung begegnen könnten.

Frau Meier schloss mit der Ermunterung an die Anwesenden, die Gedanken von Caux wo immer möglich zu unterstützen, denn es liege letztlich in deren eigenem Interesse.



«Sie bringen uns einen Schwall frischer Luft. Die Ideen der Moralischen Aufrüstung sind unserem Volk nicht fremd; wir müssen sie wiederentdecken.»

Ein Dozent der Lomonossow-Universität, Moskau, in Gatschina, April 1995

Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen; nicht im Mögli-

chen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen; nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit.

aus einem Gedicht
von Dietrich Bonhoeffer

«Politik ist heute unmöglich ohne tiefe moralische Begründung.»

Gaio Sekulic, Sarajewo
im Radio DRS1, Dezember 1993

Freiheit – wovon, wozu?

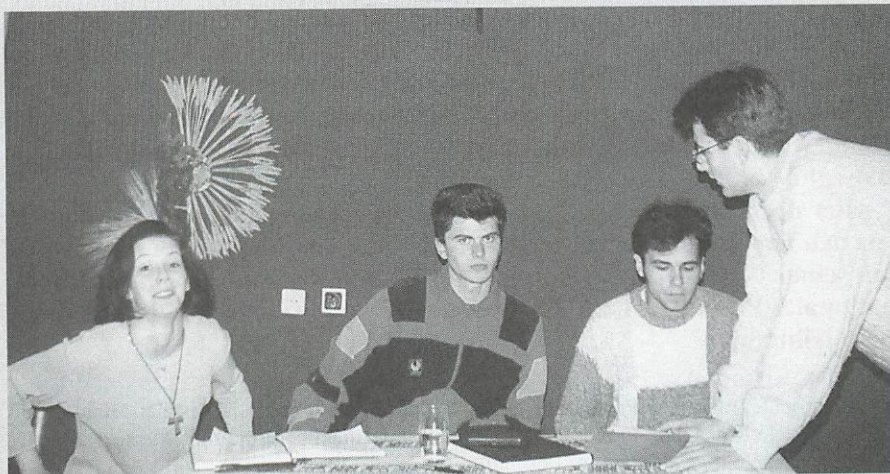
mir Mitschüler Drogen anbieten; wenn ich zwar sehe, wie unglücklich sie dabei sind, allmählich abhängig werden, mir aber drohen, mich aus dem Freundeskreis auszuschliessen, wenn ich nicht mitmache?», fragt eine Gymnasiastin in unserer kleinen Diskussionsgruppe. Der grosse, sportliche Wirtschaftsstudent, der dabei sitzt, stellt ihr sichtlich erschüttert viele Fragen. In seinem Freundeskreis kennt er das Problem der Drogensucht, des Diebstahls, um den Stoff zu beschaffen, nicht. Aber die Frage der inneren Freiheit, die es einem ermöglicht, sich sinnvoll für andere einzusetzen, liegt auch ihm am Herzen.

Masken

In der Pause treffen wir eine der andern Schülerinnen. Ihr hartes Gesicht lässt sie viel älter erscheinen. Nach aussern etwas vortäuschen tun doch alle, meint sie. Es folgen offene Aussprachen, die Zeiten des Nachdenkens in der Stille, auch die Abende mit Lachen und Singen. Es gibt einen Grund für die Maske, aber am vierten Tag ist sie bereit, es zu riskieren, sich zu öffnen, auf andere zuzugehen... Ein schüchternes, neues Strahlen auf ihrem Gesicht fällt vielen auf.

Die Frage nach dem Sinn fürs Leben: «Wozu brauche ich die Freiheit, die ich habe?» kommt immer wieder auf. Josip hat sie für sich beantwortet. In der Schule hatte man ihm Drogen zu versuchen gegeben, es schien ein interessantes Abenteuer. Sonst war das Leben langweilig, irgendwie leer. Die Mutter verwöhnte ihn nach Noten, verlangte aber nichts von ihm. Den Vater hatte er nie gekannt. Vom Abenteuer wurde es zur Gewohnheit, von der Gewohnheit zur Sucht. Die Sucht führte zu Notlügen, dann zu Diebstahl in der eigenen Familie, zum Rauswurf aus der Schule, zur Arbeitsunfähigkeit, zum Verlust seiner Freunde, zur Einsamkeit, zur Verzweiflung und schliesslich dazu, dass er mit 17 nicht mehr leben wollte. Dann hatte ihm ein Freund von einem Seminar erzählt. Er hatte ja schon alles versucht, auch schon x-mal versucht, aufzuhören, hatte es sogar einige Monate geschafft, aber die Leere war geblieben. Und so hatte er wieder angefangen. Wahrscheinlich würde auch dies nicht mehr nützen, aber er war so verzweifelt, man konnte ja noch einmal etwas versuchen.

Er lernte Christus kennen; die Leere und Sinnlosigkeit in seinem Leben wurde



«Wieso hast du überhaupt mit den Drogen angefangen?»

gefüllt dank der Gewissheit, dass Gott ihn, Josip, will, so wie er ist, und ihn brauchen kann. «Von dem Moment an benötigte ich keine Drogen mehr. Seither bin ich geheilt.» Zum erstenmal in fünf Jahren schlief er wieder eine ganze Nacht lang gut und tief. «Zu Beginn meinte ich ein- oder zweimal, ich könne es nicht aushalten ohne, aber mir wurde schlecht davon. Nun ist es endgültig vorbei.» – Sein Kollege hat eine ähnliche Geschichte. Jetzt wissen sie, wie sie andern helfen können.

Die Fragen kommen schnell und dicht: «Wieso hast du überhaupt angefangen?» «Was war denn mit deiner Familie?»

Ein Parasit

Die Reife, mit der er antwortet, beeindruckt: «Die Droge ist nicht das Problem. Die Droge ist nur ein Parasit. Das Problem war das viele Geld, das ich auf dem Schiff verdient hatte – vor allem aber die Langeweile, die Sinnlosigkeit. Es begann mit einer kleinen Lüge, und zum Schluss lebte ich in einer Lüge. Allmählich verliessen mich alle Freunde. Dann nahm mich Josip mit zu einem solchen Seminar; ich wollte Christus kennen lernen. Ich wurde getauft, und ich wurde frei. Seither habe ich nichts mehr gebraucht. Es ist wie in der Bildmeditation, die wir eben sahen. Plötzlich hatte ich Wurzeln. Mit Wurzeln konnte das Neue in mir wachsen.»

Die schonungslose Ehrlichkeit der beiden führt zu ähnlicher Offenheit über anderes, in den Gesprächen bei Tisch und in den Gruppen. In einigen Monaten wird D.

seinerseits seinen Militärdienst antreten müssen. Die Lage ist ungewiss, er macht sich Sorgen, aber er weiss jetzt schon, dass er dort viele antreffen wird, die sich nach ähnlichen befreienden Erlebnissen, der Entdeckung eines Lebenszwecks sehnen.

Aids

Zu den vier geladenen Gästen gehört eine deutsche Mutter, die in einfacher, offener und bewegender Art über die Erfahrungen mit Aids in ihrer eigenen Familie berichtet und darüber, was sie und ihr Mann als Eltern der Erkrankten erlebt und auch gelernt haben: vom Moment des Erkennens, dass ihr Sohn drogensüchtig war, bis zu seiner Erkrankung an Aids, der Feststellung, dass seine junge Frau auch angesteckt war, und dem Wunder, dass der kleine Enkel, der nun als Waise bei seinen Grosseltern aufwächst, gesund war. Heute findet die Ex-Freundin, die den Sohn mit in die Drogen nahm, Glaubenshilfe bei seiner Mutter. – Auch sie wird mit Fragen überhäuft.

In den darauffolgenden Treffen stellen wir uns alle die Frage: «Was hält mich gefangen? Wo bin ich süchtig? Wie kann ich frei werden?»

Die Zeit vergeht zu schnell. Die drei Studenten und Schüler, die zu diesen Tagen eingeladen und die verschiedenen Gespräche mit ihren Erfahrungsberichten eingeleitet haben, versprechen, dass man sich – wenn es die Lage erlaubt – bald wieder trifft.

Marianne Spreng

Freiheit, Toleranz, Gerechtigkeit, Solidarität

Ernest Michailowitsch Ametistow stammt aus St. Petersburg und ist seit 1991 Mitglied des Obersten Verfassungsgerichts der Russischen Föderation, das aus 13 Richtern besteht. Zuvor war er Professor am Forschungsinstitut für russische Gesetzgebung und vergleichende Rechtswissenschaft; seit Jahren ist er in der russischen demokratischen Bewegung aktiv.

Hier der Text eines Seminars, das er im vergangenen Juli – also noch vor den Ereignissen in Tschetschenien – in Caux hielt, wo er zusammen mit seiner Gattin, Olga Nikolajewna Simenkowa, Professorin für internationales Privatrecht, an der Europa-Konsultation «Einheit und Vielfalt» teilnahm.

Ich möchte mich zu Problemen äussern, die viele Menschen in Russland und auch mich selbst seit langem beschäftigen, und vielleicht könnten wir gemeinsam Wege suchen, sie zu lösen.

Anlässlich einer Rede im Juli 1994 in Riga appellierte US-Präsident Bill Clinton an die Völker der drei baltischen Staaten, nicht ändern jene Freiheiten, jene Gleichberechtigung vorzuenthalten, die sie selbst schon erlangt hätten. Denn Freiheit ohne Toleranz sei nicht die volle, wirkliche Freiheit.

Wir sind einerseits Zeugen eines Triumphzuges der Freiheit gegen Ende des 20. Jahrhunderts – von Russland bis Südafrika. Andererseits erleben wir, dass diese neugewonnene, von allen gewollte Freiheit ständig neue Konflikte hervorruft, so dass sich manche fragen: «Vielleicht wäre es ohne Freiheit besser; vielleicht gäbe es weniger Kriege, weniger Blutvergiessen...». Wenn wir all jenen Krisenherden nachspüren, sei es in der ehemaligen Sowjetunion, sei es im verblutenden Jugoslawien, müssen wir feststellen, dass die Freiheit viele alte Wunden und ungelöste Probleme offengelegt hat, getreu einer Redensart: «Die Toten greifen nach den Lebenden».

Das Dilemma

In diesem Zusammenhang stellt sich unweigerlich die Frage, wie wir mit unserer freiheitslosen Vergangenheit, mit ihren lebenden Vertretern, mit den Feinden der Freiheit umgehen sollen. Ist hier Unterdrückung oder Toleranz am Platz? Wenn die siegreiche Freiheit den Weg der Unterdrückung beschreitet, schlägt sie dann nicht in ihr eigenes Gegenteil um? Tut sie es hingegen nicht, laufen wir dann nicht Gefahr, die gewonnene Freiheit ganz und gar zu verscherzen? Schon vor

Jahren sang unser russischer Dichter und Liedermacher Wladimir Wyssozki:

«Man hat mir die Freiheit
in die Hände gegeben –
Was werde ich mit ihr anfangen?»

Allen Dokumenten über Menschenrechte liegt folgender Leitsatz zugrunde: Jeder darf seine eigene Freiheit soweit ausüben, als sie nicht die Freiheit anderer beeinträchtigt. – Diese Formel wird jedoch vom realen Leben laufend schwerwiegenden Korrekturen unterzogen und stellt uns vor sehr ernste, schwere Dilemmen. Gerade als Verfassungsrichter werde ich beinahe in jeder Entscheidungsfindung mit diesem Dilemma konfrontiert. Dazu einige Beispiele:

- Der russische Präsident Jelzin verbot gleich nach dem Putsch vom August 1991 sämtliche Aktivitäten der Kommunistischen Partei. Diese hatte bekanntlich in den letzten 70 Jahren in Russland, zusammen mit ihrem schrecklichen Werkzeug, dem KGB, als hauptsächliche Triebkraft des Terrors geherrscht und sehr viel Unheil über die Menschen Russlands und anderer Länder gebracht.

Hohe Vertreter der KP beantragten dann beim Verfassungsgericht die Überprüfung der präsidialen Erlasse und deren Ungültigkeitserklärung. Das Gericht kam nach einer halbjährigen Verfahrensdauer einerseits zum Schluss, die Erlasse seien insoweit verfassungskonform, als der Partei verboten werde, sich auf Regierungs- und Staatsbetriebsebene zu betätigen. Andererseits beschloss das Gericht, gestützt auf eine Bestimmung in der Verfassung, welche den Bürgern erlaubt, politische Organisationen zu gründen und ihre Meinung frei zu äussern, das präsidiale Verbot gelte nicht im vollen Umfang. – Ich habe diesem Beschluss



Der Verfassungsrichter Ernest M. Ametistow



Moskau: Puschkin-Statue vor dem Redaktionsgebäude

zugestimmt im Bewusstsein, welche Gefahr die Zulassung einer solchen Partei in Russland darstellt, aber ich kann bis heute nicht sagen, dass mich jener Entscheid in Ruhe lässt. Das Dilemma ist geblieben.

- Ein weiterer Fall war die zugespitzte und brenzlige Lage Russlands, die im Jahre 1993 entstand und in den berühmt-berüchtigten Moskauer Ereignissen vom Oktober gipfelte: Gestützt auf die Verfassung und die Ergebnisse des Referendums, forderte der Präsident die Fortsetzung der Reformen. Gestützt auf dieselbe Verfassung fasste der Oberste Sowjet Russlands einen unabänderlichen Beschluss, der diese Reformen bremsen sollte. Darauf löste der Präsident das Parlament auf, worauf jene, die sich im Parlament befanden, einen bewaffneten Aufruhr anzettelten.

Wir standen an der Schwelle des Bürgerkrieges. Was sollte das Verfassungsgericht in dieser Situation tun? Die Mehrheit seiner Mitglieder entschied, dass die Massnahme des Präsi-



Das Moskauer «Weisse Haus» vor dem Angriff vom Oktober 1993

denten verfassungswidrig sei. Damit stärkten sie den meuternden Parlamentariern und dem bewaffneten Widerstand den Rücken.

Drei Verfassungsrichter und ich vertraten die Meinung, dass der Präsident tatsächlich einerseits gewisse Verfassungsartikel verletzt hatte, um aber andererseits jene Verfassungsartikel zu erfüllen, die ihn zur Fortsetzung der Reformen verpflichteten. Wir vier fühlten, dass dem Aufruhr Einhalt geboten werden musste, um das Land nicht ins Verderben zu stürzen, was für ganz Europa Folgen gehabt hätte.

Land der Straflosigkeit?

- Im Februar 1994 erliess unser Parlament eine Amnestie für die Putschisten vom August 1991 und für die Teilnehmer am Aufruhr vom Oktober 1993. Diese Amnestie lässt sich weder vom juristischen noch vom moralischen Gesichtspunkt her rechtfertigen. Sollte sich jedoch dank ihr die politische Lage Russlands beruhigen und sollten sich die Kräfte der unversöhnlichen Opposition spalten, so könnte sich diese Amnestie später einmal als gerechtfertigt erweisen. Abermals eine quälende Frage, mit der ich mich



er Iswestija

Gedanken eines Schweizer Staatsanwalts

Der Beitrag gibt dem Leser viele «philosophische» Fragen auf. Hinzu kommt, dass wir uns doch überall diese Fragen stellen können, die auch in Staaten wie der freiheitlichen Schweiz immer wieder auf andere Art in Erscheinung treten.

Natürlich sind die Probleme im Westen nicht so explosiv wie im Osten. Dort liegt es aber meines Erachtens in der Vergangenheit jedes einzelnen und in der ewigen sowie berechtigten Angst, die eben gewonnene Freiheit morgen wieder zu verlieren (was in diesem Referat sehr gut zur Geltung kommt).

Auch muss zuerst der Umgang mit der Freiheit erlernt werden und die Bereitschaft bestehen, sich zu ändern, seine Lebensphilosophie umzustellen. Das ist sicher leicht gesagt. Aber es kann nicht genügend gesagt werden und gilt natürlich auch hier im Westen. Der ewige Prozess jedes einzelnen, der eben eine freiheitliche Organisation im Gegensatz zu einer Diktatur zulässt, stellt hohe Ansprüche und ist sicher auch Grundlage für viele Auseinandersetzungen.

Philipp U. Weber-Candrian

als Jurist, als Richter herumschlagen muss!

- Und was ist mit den nicht verfolgten Verbrechern des KGB, die während Jahrzehnten die Menschenrechte verletzt hatten? Zu Beginn der Perestroika hofften die Leute: «Vielleicht werden sie nun endlich zur Rechenschaft gezogen, endlich als Urheber all der Tragödien hingestellt, die wir durchleben mussten.» Wenn jedoch eine Strafkampagne eingeleitet worden wäre, hätten möglicherweise im August 1991 Elitetruppen des KGB das Moskauer Weiße Haus gestürmt, und die Freiheit, die Verfassung und die Menschenrechte in Russland wären damals begraben worden. Die Frage ist: Lassen sich Gerechtigkeit und Toleranz immer vereinbaren?

Wechselwirkung

Gerade die Beziehungen zwischen Russland und den andern ehemaligen Sowjetrepubliken rufen nach Toleranz und insbesondere auch Solidarität. Sie müssen sich vorstellen, dass sich mit dem meines Erachtens unvermeidlichen Zerfall des Sowjetreiches über 25 Millionen Russen und Russischsprachige unverhofft jenseits der Grenzen Russlands befanden. Vielerorts sind sie offener oder verdeck-

ter Diskrimination ausgesetzt – wirtschaftlich, beruflich, sozial.

Besonders verschärft ist die Lage in den baltischen Staaten, vor allem in Lettland. Die Letten, welche nach 50 Jahren russischer Besetzung nur noch gerade 53% der Bevölkerung ausmachen, befürchten, ihre nationale Identität zu verlieren, was ich sehr gut verstehe. Die Balten haben Grund genug, gewisse Russen als Feinde zu behandeln, kamen doch während des Zweiten Weltkrieges und danach viele als Unterdrücker und beraubten sie ihrer Freiheit.

Der Grossteil der russischsprachigen Bevölkerung war jedoch nicht aus freien Stücken in die baltischen Länder gekommen, sondern im Rahmen der Zwangsarbeit dorthin umgesiedelt worden – eine jahrzehntelange Praxis bei uns. Viele dieser Leute sind sogar dort geboren und betrachten jene Länder als ihre Heimat; sie

können nirgendwo anders hin. 20 bis 40% von ihnen haben auch die Unabhängigkeit jener Republiken unterstützt. Aufgrund der Politik der Diskriminierung der vergangenen drei Jahre haben jedoch viele von ihnen ihre Sympathien verlagert und sich chauvinistisch-nationalistischen Kreisen Russlands zugewandt, z.B. der Partei Schirinowskis oder den Neonazis.

Ich frage mich, ob die Leute, die in jenen Ländern das Sagen haben, verstehen, dass sie mit ihren Beschlüssen den reaktionärsten Kräften Russlands in die Hände arbeiten? Und wenn jene Kräfte in Russland an die Macht kommen, kann dies das Ende der Freiheit bedeuten – nicht nur in Russland, sondern auch in allen andern Ländern, die früher unter der Herrschaft des Kommunismus standen. Die Freiheit der einen ist mit der Freiheit der andern untrennbar verbunden. So liegt denn der einzige Ausweg in der Suche nach Toleranz und Solidarität.

Und z. B. das Sprachenproblem?

Spricht die russische Minderheit in den baltischen Staaten die dortigen Sprachen?

Die sowjetischen Invasoren verachteten die Sprachen und Bräuche jener Länder. «Aus welchem Grund sollten wir Litauisch sprechen?», meinten sie zum Beispiel. «Die sollen russisch sprechen!» (Und sie tun es auch.)

Die späteren russischen Zwangsarbeiter wurden isoliert angesiedelt, so dass sie es praktisch nicht notwendig hatten, die einheimische Sprache zu können.

Es gab auch Ablehnung von der Gegenseite. Einer meiner Freunde kam in den 50er Jahren als Medizinprofessor ans estnische Forschungsinstitut. Er begann Estnisch zu lernen, merkte jedoch, dass seine estnischen Kollegen nicht in ihrer Sprache mit ihm sprechen wollten. Offensichtlich meinten sie, er sei KGB-Agent und wolle ihre Gespräche belauschen.

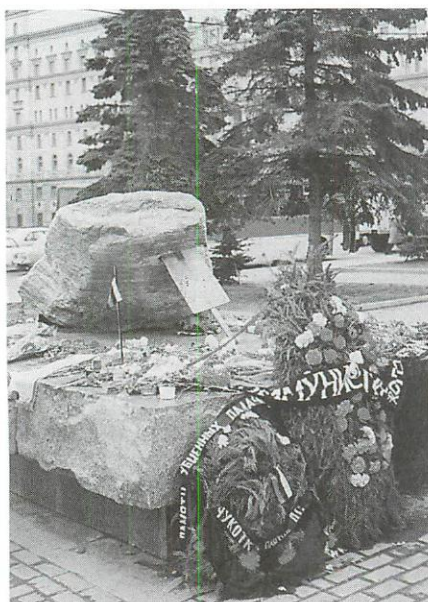
Jetzt ändert sich die Lage. Obwohl die alte, ablehnende Einstellung zum Teil noch vorhanden ist – manche sagen, es sei für sie zu spät, etwas Neues zu lernen –, wollen viele Russischstämmige Lettisch, Litauisch oder Estnisch lernen, und einige sprechen es auch schon.

Wie würden Sie als Mitglied der lettischen Regierung vorgehen, um eines-

teils der Sorge um die nationale Identität Rechnung zu tragen und andernteils dem Wunsch nach einem Staatswesen zu entsprechen, das auch Nicht-Letten einschliesst?

Lettland hat bereits – unter dem Druck des Europarates – sein Bürgerrechtsgesetz abgeändert. Einige besonders diskriminierende Artikel wurden gestrichen; das Gesetz sieht freilich vor, Nicht-Letten die Staatsbürgerschaft erst nach 20 Jahren Wohnsitz zu gewähren.

Ich würde vorschlagen, dass ein fortschrittliches Ausländergesetz eingeführt würde, das z.B. allen Nicht-Staatsbürgern gleiche Rechte und Pflichten gewähren würde – ausgenommen vielleicht das Stimmrecht und die Wehrpflicht. Sicher würde dies den meisten genügen. So könnten sie Arbeit bekommen, ihre eigene Privatwohnung besitzen, in einigen staatlichen Behörden arbeiten und so fort – ähnlich wie in Frankreich, wo viele Russen aus der ersten Auswanderungswelle ihr ganzes Leben mit einem sogenannten Nansen-Pass, als Nicht-Staatsbürger, verbracht haben. Sie waren absolut zufrieden, denn sie wollten als gewöhnliche Leute leben und nicht Politik machen. Ein solcher Kompromiss wäre meiner Ansicht nach die beste Lösung.



Moskau: Gedenkstein für die Opfer sowjetischer Willkür. Im Hintergrund das Lubjanka-Gefängnis

In Gatschina und St. Petersburg

Mit dem Augenblick, als ich das erste Mal russischen Boden betrat, habe ich beobachtet, verglichen, zu verstehen versucht, in der mir fast unbekannt Sprache geradebrecht. Da in unserer westeuropäischen Besuchergruppe einige das Russische beherrschten, konnten wir auch über kompliziertere Themen sprechen. Was die Initiantin der Konferenz, Irina Roganowa, aber besonders glücklich machte, war die Beteiligung aus Ostrow und Moskau.

Gatschina ist eine kleine Stadt mit 80 000 Einwohnern, etwa 45 km von St. Petersburg entfernt, Partnerstadt von Ettlingen in Süddeutschland, mit dem rege Beziehungen bestehen. Unsere Freunde dort hatten Frau Roganowa anlässlich eines Auftretens mit ihrem Kinderchor kennengelernt und nach Caux gebracht. «Caux zu erleben war wie eine Explosion», sagte sie uns. «Ich war danach ein anderer Mensch.» So konnte sich die zweite Begegnung weiterentwickeln und über ein blosses Kulturprogramm hinauswachsen. Auch zwischen den russischen Teilnehmern entstanden vertiefte Kontakte. Bis nachts um zwei haben diese Freunde zusammengesessen und miteinander Gedanken ausgetauscht, obgleich das Programm die ganzen Kräfte in Anspruch nahm. Die Gastfreundschaft und Warmherzigkeit der Russen hat mich überwältigt, ihr schwieriger Alltag ist offensichtlich.

Ein Wissenschaftler mit vier Kindern (was angesichts der kleinen Wohnungen eher ungewöhnlich ist) erklärte uns eines Abends bei sich zu Hause, dass er ab und zu Bauarbeiten übernimmt, um sein Gehalt aufzubessern und so seine Familie durchzubringen. Solche Einblicke in das Leben der Menschen abseits der Repräsentation, ihre Kämpfe und ihre Grosszügigkeit waren uns besonders wichtig.

Die «Feiern des grossen Sieges» vor 50 Jahren waren in Vorbereitung, aber die Menschen fühlen sich oft niedergeschlagen. Keiner wagt zu prophezeien, wie die Zukunft aussehen wird. Eine Professorin aus Moskau sagte: «Ich darf meinen Studenten meine Befürchtungen hinsichtlich der politischen Entwicklung nicht zeigen. Meine Aufgabe sehe ich darin, spirituelle Bypässe zu legen und an die Jugend frische Luft weiterzuleiten.»

Ausser uns beiden Berlinern war Hubert Eggemann dabei, ein ehemaliger Steiger aus dem Ruhrgebiet, der zum erstenmal vor 53 Jahren in Gatschina gewesen war, als deutsche Truppen Leningrad belagerten und etwa 800 000 Menschen,

Soldaten und Zivilisten, in der Folge starben, oft verhungerten und erfroren. Es war für alle sehr bewegend, wie seine ehemaligen Kriegsgegner und Überlebenden der Blockade seine Worte aufnahmen

Lehrern eines Lyzeums, die alle englisch konnten. Es war eine Freude, in diese aufgeschlossenen jungen Gesichter zu schauen. Die mitgebrachte Geige, das Klavierspiel einer anderen Besucherin und meine Tierpuppen boten Abwechslung. An Fragen trauten sie sich vor all ihren Mitschülern in einer anderen Sprache allerdings nicht so richtig heran. Aber in kleineren Gruppen kam das Gespräch rasch zustande.

Immer mehr Kontakte entwickelten sich. Wir sprachen vor einer evangelischen Freikirche, waren im Gottesdienst



St. Petersburg: Statue Peters des Grossen am Ufer der Newa

und ihn zum Zeichen der Versöhnung in die Arme schlossen.

Wo haben wir nicht vor und mit Menschen gesprochen! In St. Petersburg waren wir Gast in einer Schule, unterhielten uns mit Lehrern, die an schöpferischer Pädagogik interessiert sind, assen in der Schulkantine, trafen eine Englischklasse aus Jekaterinenburg im Ural. Wir besuchten einen visionären Maler in einem spartanischen Dachatelier, hatten eine Aussprache mit Schriftstellern und Dichtern, die das Magazin *Aurora* herausgeben.

Unser Programm in Gatschina begann mit einem Treffen mit 250 Schülern und

mit einem orthodoxen Priester, dessen verfallene Kirche, die als Warenhaus entfremdet gewesen war, jetzt eine riesige Baustelle bildet, deren Krypta aber bereits in wunderbarer Holzarbeit wiederhergestellt der Einsegnung harret.

Obgleich Eis und Schnee unseren Besuch am Monatswechsel von März auf April begleitete: Mein Herz ist warm geworden. Hinterher kämpften wir zwar mit den mitgebrachten Erkältungen. Aber Menschen wie Irina erlebt zu haben, die begreifen, dass nur sie selbst die Verhältnisse ändern können, ist eine grosse Hoffnung.

Gisela Krieg

Liebe geht durch den Magen

In manchen Ländern ist die Gastfreundschaft so ausgeprägt, dass man keine Türschwelle überschreiten kann, ohne dass das berühmte Tablett mit der kandierten Bitterorangen-Roulade, dem Kaffee und dem Glas Wasser auftaucht. Was nützt alles Beteuern, man hätte weder Hunger noch Durst, Süßigkeiten seien einem untersagt? Man muss es über sich ergehen lassen – und umgehend seinen eigenen Speiseschrank mit diesen für das gesellschaftliche Leben notwendigen Zutaten bestücken.

Hie und da befrage ich, des Kochens überdrüssig, in Gedanken meine Verwandten und Freunde: «Könnten wir uns eigentlich nicht auch treffen, ohne zu essen?» Doch die Worte kommen mir nicht über die Lippen. Zu sehr spüre ich selbst die Kälte, die einen befällt, wenn man zwei Stunden in einem Zuhause verbringen muss, wo nichts angeboten wird, sei es auch nur in Worten.

Ist denn Essen so wichtig? Warum machen wir soviel Aufhebens, um uns zu ernähren? Können wir nicht zu unserem lästigen Begleiter auf Distanz gehen? Einander ohne ihn begegnen, in aller Ruhe, auf reiner Gefühlsebene? Mitnichten! In keiner Weise können wir uns dieses Paketes von Knochen und Nerven, Muskeln und Blutgefässen entledigen, das wir überallhin mitnehmen. Unser Körper verlangt seinen Teil Liebe und Zuwendung. Wir können ihn nicht im Auto parkieren oder wie einen grossen Hund hinter der Tür anbinden. Ohne ihn bleiben unsere Liebesbeteuerungen abstrakt. Brot und Salz, der freundschaftliche Umtrunk, sie erinnern uns seit Urzeiten an unser Schicksal als fleischgewordene Wesen.

Tischgemeinschaft

Heute haben wir das Herdfeuer durch den Kühlschrank ersetzt. Leider versammelt er die Menschen nicht wie ein guter Tisch um sich. Nacheinander tritt man vor seine geschlossene Tür.

In den Evangelien wird viel gegessen. Einige warfen Jesus sogar vor, er faste nicht wie Johannes der Täufer. Und es stimmt: Er lehnt keine Einladung ab, setzt sich etwas wahllos mit Gerechten wie mit Sündern zu Tisch. So kann er am besten wirken.

Und als er nach der Kreuzigung vom andern Ufer des Lebens zurückkehrt, um seinen Jüngern zu begegnen, bringt er ihnen keine Berichte von jenseits des Grabes mit. Seine Sprache könnte nicht

alltäglicher sein: «Kinder, habt ihr nichts zu essen?» Indem er isst, gibt er sich zu erkennen. Essen wird zum Markenzeichen, zum Losungswort der Auferstehung. Und bei ihrer letzten Begegnung ist er es, der ihnen – und mit welcher Innigkeit! – auf dem Strand ein Holzfeuer entfacht und den Fisch brät für diese erschöpften Männer, welche die ganze Nacht ihre Netze ausgeworfen haben. «Kommt, ess!» sagt er. Da wissen sie: Er ist es.

Essen ist wie Singen

Es gibt kein Fest, keinen Geburtstag, der nicht das Wiedersehen auf der soliden Grundlage einer guten Mahlzeit besiegelt. Essen ist wie Singen. Gleichzeitig, zu mehreren, etwas tun, das Freude schenkt. Unter verschiedenen Himmelsstrichen, in der Schweiz wie in Griechenland, finden sich dieselben Gesten geselligen Beisammenseins, dieselbe Eintracht der Gabeln, die hier in die dampfende Käsefondue eintauchen, dort in die kalten Plättchen mit Tomaten, Weisskäse und Oliven, die in Reih und Glied auf dem Tisch stehen.

Die Küche ist die Hochburg der verkörperten Liebe. Eingemachtes und Eingeständnisse: die Mutter ist da, geschäftig, aufmerksam, als ob nichts wäre. Das Herz des Kindes weitet sich, überquillt in der Wärme und den Düften. Im verwandelnden Rückblick verklären unsere Lieblingsgerichte, als soundso viel Unwiederbringliches, die Erinnerung an eine Mutter.

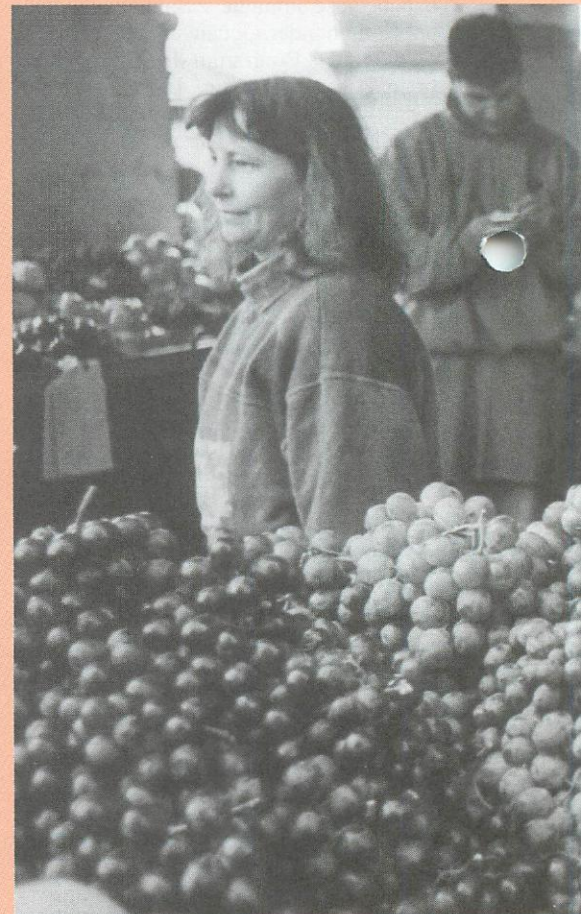
Niemals, ach niemals mehr jene un-nachahmlichen Artischockenherzen, umkränzt von ihrem braven Halsband aus weissen Zwiebelchen, die wie Perlen in ihrem seligen Glück schwimmen! Oder jene sogenannten kandierten Tomaten, die auf ihrem Reissockel thronten, schimmernd, glasiert, auf kleinstem Feuer in Butter und Zucker geschmort... Und die Schokoladencreme, mit sechs Eiern gebunden! Sie rief mich, ich rannte herbei, um die köstlichen Überreste von den

Wänden und dem Boden des Kochtopfes zu schaben.

Aber hütet euch, Söhne, vor eurer Frau die Gerichte eurer Mutter wachzurufen! Erhebt sie nicht zu Idealen, weil ihr die mütterliche Liebe zurücksehnt! Kein einziges Mal konnte meine Mutter gebratene Fleischkügelchen auf den Tisch stellen oder die zur Pyramide aufgeschichteten weissen Mandelmakronen hereintragen, ohne dass mein Vater die ehemals von mütterlichen Händen lange und zärtlich geknetete Hackfleischmischung pries oder darauf bestand, dass zur innigen Vermengung von Zucker und Mandelöl unbedingt ein Mörser erforderlich sei.

Sisyphus-Arbeit

Die Träume meiner Mutter an ihrem Lebensende! Manchmal wurde an der Tür geläutet; sie öffnete: Es war mein Vater, die Arme voller Gepäck. Doch meistens ging es um Mahlzeiten, Einladungen für längst entschwundene Onkel, Tanten und



Einkaufen für die lebenswichtige Gastfreundschaft

Hélène Guisan-Démétriadès

Freunde. Sie hatte alles sorgfältigst vorbereitet. Welcher Duft entströmte der Küche! Sie lief hin, beugte sich über den Backofen: Nichts als Asche, ein verkohlter Braten – ihr Leben, in Rauch aufgegangen.

Ja, so viel Mühe und Arbeit, Einkäufe, Treten an Ort, Hetze, Geschäftigkeit und Geduld, Zusammenzählen und Ausrechnen, Lastenschleppen, Einkaufstaschen, Plackereien, um dem Leben seine Nahrung zuzuschaukeln, wie ein Heizer, der seine gefräßige Lokomotive unablässig mit Kohle speist.

Und die Mahlzeiten, kaum auf den Tisch gestellt und – hast du nicht gesehen – alsbald verdrückt! Verschwunden auch jene unseren Mühen geweihten Hügel: die Haufen von Weggeschnittenem, Abgeschältem, Abgeschabtem und -geschnipselftem, das aneinandergereiht dreimal um die Erde reichen würde; jene Berge von Nahrung, die eine einzige Familie sich im Laufe ihres Lebens einver-

leibt; jene Himalayas von Abfällen – Knochen, Fischgräten, Häuten, Gerippen, Nerven, Kartons, Konservenbüchsen –, die wir schnellstens verschwinden lassen, wie die peinlichen Spuren unserer Tierähnlichkeit.

Ja, Tag für Tag, wie Sisyphus, dieselben Gesten, um den Fortbestand des Lebens zu sichern, das davoneilt, das sich endlos im Fluss befindet, vom milchzarten Körper des Neugeborenen zum schlaffen Leib des Greises; das Leben, das sich vorwagt, zurückzieht, erlischt, um einen erneuten Anlauf zu nehmen wie der Wellenschaum auf dem Sand. Das einzige, das nicht zugrunde geht, das uns sogar geheimnisvoll anderswohin vorausgeht, ist die Liebe der Mütter, verkörpert in der täglichen Nahrung, jene selbe Liebe, die den Fisch auf dem steinigen Ufer brät, die sich selbst zur Speise gibt – von Jahrhundert zu Jahrhundert bis ans Ende der Zeiten.

Hélène Guisan-Démétriadès



Südafrika:

«Ein Vorfall, der kein Zufall war»

Ein Jahr ist es her: Die Welt staunte über den geordneten Ablauf der ersten allgemeinen Wahlen in Südafrika, nachdem mehrere namhafte Diplomaten sich vergeblich bemüht hatten, allen Vertretern der verschiedenen Bevölkerungen des grossen Landes genügend Zusicherungen zu geben. Lange hielt sich die *Inkatha Freedom Party (IFP)* misstrauisch im Abseits. Die internationalen Vermittler, der ehemalige US-Staatssekretär Henry Kissinger und sein britischer Kollege Lord Carrington, mussten unverrichteter Dinge wieder abreisen.

Schon vor diesem Vermittlungsversuch hatte sich seit längerem ein Kirchenführer aus Natal, Michael Cassidy, dafür eingesetzt, dass der internationalen Vermittlergruppe auch ein Afrikaner angehören sollte, und einen Professor und Diplomaten aus Kenia, *Washington Okumu*, vorgeschlagen. Diesem kam dann praktisch fünf vor zwölf die Schlüsselrolle in den Verhandlungen zwischen dem ANC Nelson Mandelas, der IFP von Häuptling Buthelezi und dem damals regierenden Präsidenten De Klerk zu.

Das Abkommen zwischen diesen drei Parteien ermöglichte nicht nur einen friedlichen Ablauf der Wahlen, sondern setzte der bewaffneten Konfrontation zwischen ANC- und IFP-Anhängern ein Ende, auch wenn im Bereich der Erziehung, der Schaffung von Arbeitsplätzen und dem Ausarbeiten der definitiven politischen Strukturen noch einiger Konfliktstoff übriggeblieben ist.

Unsere Kollegen *Philippe Lasserre* und *Michael Henderson* trafen Okumu (der übrigens 1989 an der Konferenz «Mensch & Wirtschaft» in Caux teilgenommen hatte) unlängst in Kenia. Sie schreiben:

Zweifelloos ist er einer der unbekanntesten Führer Afrikas, aber dafür einer der beeindruckendsten, bloss schon wegen seiner Körpermasse! Als Staatsmann ohne Amt, weitab von den Verhängnissen der Macht, nicht umgeben von kriechenden Kohorten und wohlklingenden Ehrentiteln, steht er den Staats- und Regierungschefs seines Kontinents nahe, auch wenn er sich unter den bescheidensten seiner Bewohner wohl fühlt. Er hat kein Sekretariat, kein Büro ist mit seinem Porträt geschmückt. Hingegen hat Washington Okumu etwas Prophetisches an sich.

Südafrika: «Ein Vorfall, der kein Zufall war»

Im April 1994 war er ins Rampenlicht gerückt, weil ihm gelungen war, was Nobelpreisträger und berühmte Diplomaten nicht zustande gebracht hatten: den Zulu-Häuptling Buthelezi und seine Inkatha-Partei zur Teilnahme an den allgemeinen Wahlen zu bewegen. Einige Tage vor den Wahlen, als die Verhandlungen zwischen Mandela und Buthelezi zusammenbrachen und die bewaffneten Zusammenstöße eskalierten, musste Buthelezis Flug-

Land beschafftigt ihn nicht: «Wer Gott dienen will, sucht nicht die Anerkennung, aber ich bin zweifelsohne der glücklichste Mensch in Kenia.» Dankbarkeit wird ihm jedoch von anderer Seite entgegengebracht: Unabhängig von Stammeszugehörigkeit sind es Taxifahrer oder Flughafenangestellte, die ihn erkennen und ihm sagen, sie seien stolz auf ihn. «Gibt es eine grössere Befriedigung?» Er zieht es offenbar vor, im stillen an der Lösung

geht auf einen Gefängnisaufenthalt 1968–70 in Kenia zurück. «Ich war kein Dieb», meint Okumu entschuldigend, «es war eine politische Haft.» Einer seiner Freunde sagte ihm damals, durch seinen Glauben könnte er zum «Botschafter für Christus» werden.

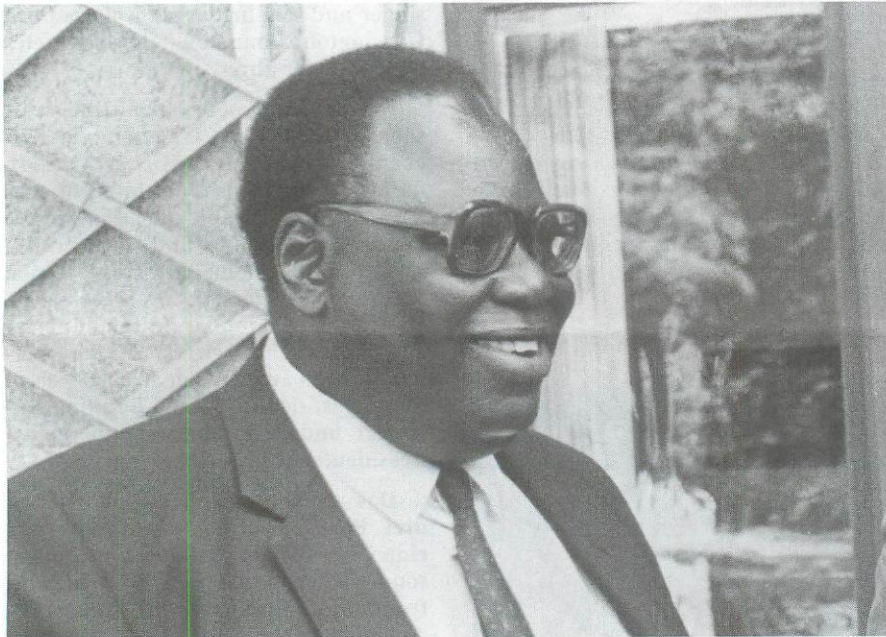
Unbefangener Zeuge

Wenn eine Vereinbarung wie jene in Südafrika zustandekomme, zögerten die Leute, von Gottes Wirken zu sprechen, meint er. Lieber erwähne man die weltpolitischen oder die wirtschaftlichen Umstände, die sich gewandelt hätten, und lasse die Religion beiseite. Wer hingegen an Hexerei glaube, scheue sich nicht, dazu zu stehen, fügt Okumu lachend bei. Daher liegt ihm daran, von Gottes Wirken zu reden, wenn er Zeuge davon war.

Seine Erfahrung und sein Wissen hat sich Okumu in seiner jahrelangen UNO-Tätigkeit und seinen Studien in Harvard bei Henry Kissinger zugelegt. Während er die UNO-Abteilungen für Asien, Afrika und Lateinamerika führte, konnte er reihum mit führenden Vertretern dieser Kontinente solide Freundschaften aufbauen. Eines Tages sagte ihm Julius Nyerere, der damalige Präsident Tansanias: «Warum setzen Sie Ihre diplomatische Begabung nicht zugunsten Afrikas ein?» Okumu wusste jedoch, dass er selbst für diese Aufgabe vorbereitet werden und die Zeit für einen solchen Einsatz reif sein musste.

Sich vorbereiten... Okumu gibt zu, dass er sich, wenn nicht täglich, so doch vorzugsweise zu Beginn des Tages Zeit nimmt, um sich dem Wort Gottes zuzuwenden, um von da her den Tagesablauf zu gliedern: «Man sieht nicht immer klar, doch schafft dieser Moment eine innere Haltung, die einen durch den ganzen Tag trägt.»

Nach der Unterzeichnung der Vereinbarung in Südafrika erhielt Okumu zwei Briefe, die ihn besonders berührten. Der eine stammte von einem britischen Diplomaten, der meinte, in Südafrika hätte sich das Jahrhundertereignis des Kontinents abgespielt. Der zweite Brief kam von seinem ehemaligen Harvard-Professor Henry Kissinger, der zugab, er hätte beim Zusammenbruch der Verhandlungen jegliche Hoffnung für Südafrika verloren. Dann fügte er hinzu: «Aus meinem Studenten ist mein Mentor geworden, zu dem ich kommen werde, um die afrikanische Methode zu erlernen.»



Der Kenianer Washington Okumu

zeug wegen technischer Probleme kurz nach dem Abflug wieder in Johannesburg landen. Dieser Vorfall ermöglichte das entscheidende Gespräch mit Okumu: «Ein Vorfall, der kein Zufall war», bemerkt er. Nach einer sorgfältigen technischen Prüfung konnte der Pilot keine Spur einer Panne finden! Noch heute wundert sich der Pilot. «Womit haben wir es zu tun, wenn nicht mit einer göttlichen Fügung?» kommentiert Okumu.

Glücklichster Mensch in ganz Kenia

Nach dieser Wendung in letzter Minute, die den Weg zu einem normalen Urnengang ebnete und Buthelezi zum Innenminister Südafrikas werden liess, nahm Okumu an über zweihundert Radio- und Fernsehsendungen teil. Seither ist er in Vergessenheit geraten. Das Fehlen offizieller Anerkennung in seinem

weiterer Konflikte in seinem Kontinent zu arbeiten, über die er aus Vertraulichkeitsgründen nicht spricht.

Okumu ist jedoch kein Neuling auf der Weltbühne. Er unternahm vier geheime Verhandlungsreisen nach Südafrika, die dann zur Befreiung Mandelas aus der Gefangenschaft führten, und er half beim Zustandekommen der ersten Begegnung Mandelas mit Buthelezi in Soweto. Kurz vor der Unabhängigkeit Simbabwe war er an den Verhandlungen mit dem abtretenden Regierungschef Ian Smith beteiligt gewesen. Er hat Mozambique und unlängst Ruanda besucht.

Okumus erste Begegnung mit Buthelezi fand vor zwanzig Jahren dank der *Prayer-Breakfasts* statt, einer internationalen Bewegung von Politikern und Diplomaten, die ihre christlichen Erkenntnisse im öffentlichen Leben umsetzen wollen. Sein eigenes Glaubenserlebnis

Zu Gast beim Patriarchen

Moralische Aufrüstung ist eine Tradition im Orthodoxen Patriarchat von Istanbul – oder Konstantinopel, wie es die Griechen immer noch nennen. Den gegenwärtigen Patriarchen Bartholomäus hatten wir schon als Priester gekannt, da er während Jahren jeweils für uns übersetzte, wenn wir den Patriarchen Athenagoras besuchten. Dieser kannte Dr. Frank Buchman, den Begründer der MRA, und verfolgte mit Interesse «die Arbeit der MRA über alle Länder der Welt hinweg», wie er zu sagen pflegte. Unter dem nächsten Patriarchen, Demetrios, war Bartholomäus dann zum Bischof ernannt worden.

Im April wurden wir von ihm wie alte Freunde empfangen. Als

erstes wollte er von seinem Vater erzählen, der voriges Jahr gestorben war. Dessen Photo betrachtend, beschrieb er seine letzten Stunden. Er sei zeitlebens Inhaber einer Kaffeestube auf der Insel Imbros gewesen, «und in einer Ecke des Cafés wirkte er zudem als Friseur», fügte der Patriarch lächelnd bei.

Aufmerksam horchte er dann auf unsere Nachrichten aus aller Welt und interessierte sich besonders für die Vorbereitungen zur 50-Jahr-Feier des Konferenzentrums in Caux. Er meinte, es sei nicht ausgeschlossen, dass er selber daran teilnehmen könnte.

Therese & Marcel Grandy

¿Habla español?

Das spanische MRA-Nachrichtenbulletin *Noticias y Perspectivas* wird seit diesem Jahr in Lima (Peru) hergestellt und vertrieben. Bisher wurde es mit Hilfe von Personen spanischer Muttersprache in Genf produziert. Nun versammelte sich im Januar in Petropolis (Brasilien) eine Trägergruppe aus verschiedenen Ländern Lateinamerikas, um dieses Projekt und die sich neu bietenden Möglichkeiten gemeinsam zu beraten.

Neuerscheinung 1995:

Arthur Dicken Thomas

(Dozent für Kirchengeschichte am Wesley Theological Seminary, Washington D.C.)

Quellen göttlicher Kraft

Die Spiritualität Klaus Bockmühls in Lehre und Leben
Verlag BRUNNEN/CLS Basel,
62 Seiten, Fr./DM 6.80

Frauen in Paraguay



Tag der paraguayischen Frau

Nach über dreissig Jahren Diktatur ist Paraguay wieder zur Demokratie zurückgekehrt. Vier Frauen wurden eingeladen, die Moralische Aufrüstung am *Tag der paraguayischen Frau* in Ciudad del Este zu vertreten. Per Bus machten wir uns von Buenos Aires auf den Weg dorthin.

Einmal angekommen, wurden wir als erstes zu einem Fernseh-Interview aufgeboten, welches in den landesweiten Nachrichtensendungen am Mittag und Abend desselben Tages ausgestrahlt wurde.

Während der Feier für die Frauen Paraguays wurde unter anderem eine blinde Nonne geehrt, die Tochter eines Nationalhelden und ehemaligen Präsidenten des Landes. Zu unserer Überraschung begrüßte sie uns mit den Worten: «Ich kenne die Moralische Aufrüstung; ich war an einer Ihrer Zusammenkünfte in Paris. Ich habe das Buch *Hoffnung im Wandel* von Gabriel Marcel gelesen. Kämpfen Sie weiter, kämpfen Sie weiter!»

Am Abend nahmen der Provinzgouverneur und die Gattin des Stadtpräsidenten an einem öffentlichen MRA-Anlass teil. Nach der Schilderung unserer argentinischen Kollegin, wie sie ein korruptes Geschäft abgelehnt hatte, meinte eine Anwältin im Publikum spontan: «Ich will in dieser Haltung an Ihrer Seite stehen.»

Hanni Blundell

Filmpremiere in Kambodscha

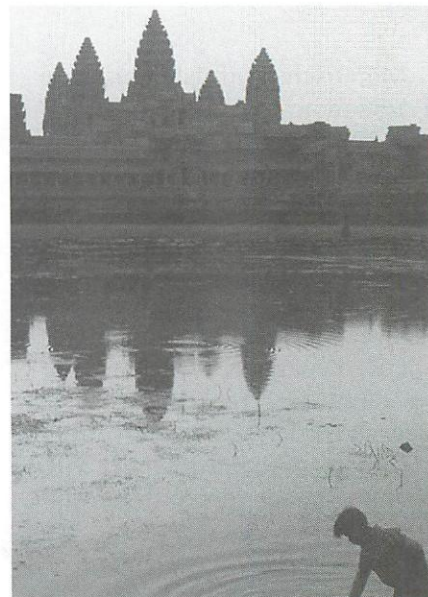
Die Weltpremiere des Khmer-Filmes *The Serene Smile* (Das heiter-friedliche Lächeln) fand am 1. April im Cambodiana Hotel in Phnom Penh statt. Der Anlass wurde von der Konrad-Adenauer-Stiftung, dem «Zentrum für Kultur und Vipasana», der Bewegung «Buddhismus für Entwicklung» und der Moralischen Aufrüstung einberufen und brachte buddhistische Würdenträger, Regierungsmitglieder verschiedener Parteien sowie Parlamentarier und Medienvertreter zusammen.

Der stellvertretende Ministerpräsident Sar Keng erklärte, der Film werde mithelfen, Kambodschas Selbstwertgefühl, Hoffnung und Wohlergehen wiederherzustellen. Er überreichte dem Produzenten des Filmes, David Channer, eine Auszeichnung. Teile der Veranstaltung wurden über das Fernsehen ausgestrahlt.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung und CIDSE, ein Konsortium christlicher Hilfswerke, haben insgesamt 500 Video-

kopien des Filmes zum landesweiten Verleih angekauft. Der Staatssekretär für Religionsfragen, Hien Vanniroth, fasste den Film unter anderem so zusammen: «Das heiter-friedliche Lächeln stellt sich bloss ein, wenn Habgier, Konflikt und Täuschung abgelegt worden sind.»

Der König und die Königin sahen den Film in einer privaten Vorführung und zeigten sich davon «bewegt und beeindruckt».



Der Tempel Angkor Wat in Kambodscha

Hoffnung in den Städten

Cincinnati, USA

Die von der MRA für amerikanische Städte ins Leben gerufene Koalition *Hope in the Cities* versammelte sich Anfang April in Cincinnati, der Metropole des Staates Ohio, USA.

Richter Jones, ein Pionier der Bürgerrechtsbewegung, definierte die anstehende Priorität folgendermassen: «Gesetze sind wichtig, weil sie den Menschen eine Betrachtungsweise beibringen... Aber die eigentliche Lösung des Rassenproblems besteht im Willen, das zu befolgen, was nicht gesetzlich diktiert werden kann.»

Angestellte der Stadtverwaltung, Vertreter der verschiedenen Kirchen und der Medien nahmen in Cincinnati am Beginn eines Prozesses teil, der schon in mehreren anderen Städten der USA als ein «ehrliches Gespräch über Versöhnung und Verantwortung» im Gange ist.

Cheshire, England

Etwa hundert Personen trafen sich in Tirley Garth zum Thema: «Die Menschlichkeit in den Städten fördern». Unter ihnen waren Sozialarbeiter, Vertreter ausereuropäischer Bevölkerungsgruppen in den britischen Städten, Polizeibeamte, Jugendliche und ganz einfach Bürger, die sich engagieren wollen. Auffällig war die

ausserordentliche Vielfalt der Anwesenden. Die Gespräche waren sowohl persönlicher, als auch fachlicher Natur, ohne sich dabei auf das Theoretische zu beschränken. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die bevorstehende Städtetelefonat in Caux vom 4.-11. August besprochen.

CAUX: 1993-1994

Der Jahresbericht der für das Konferenzzentrum in Caux zuständigen Stiftung für Moralische Aufrüstung ist soeben erschienen und kann an unserer Adresse in Luzern bestellt werden.

Eckdaten

Im Berichtsjahr sind die Übernachtungen um 7% angestiegen. Da die Spendenbeiträge der Teilnehmer für ihren Konferenzzufenthalt aber gleich blieben wie im Vorjahr, während die Ausgaben um 3% stiegen, weist der Jahresabschluss 1994 einen Mehraufwand von sFr. 162 712.62 aus.

Zutreffendes durchkreuzen - Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso	
Abgereist Parti Partito	Gestorben Décédé Decesso
Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente	Annahme verweigert Refusé Respiro
Unbekannt Inconnu Sconosciuto	

5-6/95

CAUX
Information

AZB 6002 Luzern 2